

So wichtig wie die Luft zum Atmen

»Die nichtmenschliche Natur ist der sichtbare und äußerliche Ausdruck des Geheimnisses, das uns entgegenschlägt, wenn wir in die Tiefen unseres eigenen Wesens blicken.«

D. H. LAWRENCE, Form and Spirit in Art¹

Kürzlich schlenderte ich mit meiner siebenjährigen Tochter und ihrer Freundin zu unserem Dorfcafé. Es war an diesem Frühlingstag zum ersten Mal seit Monaten richtig warm. Die Ahornbüsche links und rechts des Wegs hatten sich mit hellen Blütenkugeln überzogen. Unser Pudel lief voraus, blieb zurück, raste wieder herbei, ein Stück Holz im Maul – auch er hochgradig angesteckt von Frühlingsäften, und hochgradig ansteckend. Und plötzlich waren auch die Mädchen auf allen vieren. Fiepend, winselnd, kläffend jagten sie vor und zurück, jede ein Stöckchen zwischen den Zähnen. Sie sprangen lachend an mir hoch, hielten mir lefzenfletschend das Holz hin, damit ich es fortwürfe – und balgten sich knurrend mit dem Hund darum, der das Astende mit elastischen Riezensätzen aus ihren Mündern zu schnappen versuchte. Vor mir spielten drei Welpen. Die Kinder waren Hunde geworden, der Hund ein übermütiges Kind. Schließlich musste ich sie abwechselnd an die Leine nehmen – eine

jubelnde Meute Leben, auf ihrem mäandernden Weg durch eine Welt voll überbordender Lebendigkeit.

Wer Kinder beobachtet, sieht, dass zwischen ihnen und anderen Lebewesen ein intuitives Band gespannt ist. Kinder sind süchtig nach Tieren, so sehr, dass sie regelmäßig zu Tieren *werden*. In Kindergärten kann es morgens vorkommen, dass ganze Rudel von wilden Wesen die Flure bevölkern. Wölfe, Löwen, Bären wimmeln einem um die Beine, als hätte eine Fee die ganze Schar noch vor dem Frühstück verwandelt. Schon die Kleinsten werden magnetisch von anderen Kreaturen angezogen: Säuglinge greifen instinktiv nach Käfern und Spinnen, Krabber auf der Parkwiese halten juchzend inne, wenn ein Hund vorüberläuft. »Wauwau« ist vielfach eines der ersten Worte, das wir in unserer Muttersprache artikulieren konnten. Am Beginn unserer Sprachfähigkeit und damit unseres Eintritts in die menschliche Kultur steht folglich der Name eines nichtmenschlichen Lebewesens. Der Zoo ist stets ein Ausflugsziel, das wir unseren Sprösslingen ohne Gähnen zu provozieren anbieten können. Und wer Kindern eine Kanutour mit Zeltübernachtung in der Wildnis vorschlägt, wird kaum gleichgültiges Schulterzucken ernten.

»Tiere sind nicht nur gut zum Essen, sondern auch zum Denken«, meinte der französische Philosoph und Anthropologe Claude Lévi-Strauss. Tiere, Lebewesen, jede Form von Natur ist gut für das Denken und Fühlen vor allem der Kinder. Denn das menschliche Verhalten wird in den ersten Lebensjahren von einem unterschweligen Suchprogramm gesteuert, das Kinder dazu treibt, so viele Erfahrungen mit anderen Lebewesen zu machen wie nur möglich. Die Psychologie der Kinder ist eine Psychologie der Natur.

Und doch ist die Bedeutung der anderen Wesen ein blinder Fleck in unserer Vorstellung von der kindlichen Seele. Wir nehmen den kognitiven Hunger der Kinder nach Natur kaum wahr und akzeptieren beinahe selbstverständlich das Verschwinden von Natur aus unserem Leben. Unsere Sprösslinge kommen mit Tieren und Pflanzen, mit Wildnis, ja selbst mit der Restnatur verwahrlosten Brachlandes immer seltener in Kontakt. Die meisten Grundschüler haben weder eine Fledermaus noch ein lebendiges Huhn je gesehen, geschweige denn berührt. Und dort, wo sie leben, haben sie oft auch keine Möglichkeit mehr dazu. Die Natur ist immer weniger Bestandteil ihrer Lebenswirklichkeit. Mit diesem Verlust aber schließen sich Räume seelischer Wildnis und Gesundheit, Räume, in denen ein Kind nur vom Dach des Himmels begrenzt die Erfahrung von Wachstum und Freiheit machen konnte. Mit dem Exil der anderen Wesen schwindet eine Quelle kognitiver Erfahrungen, die für unsere Kinder so wichtig sein könnte wie die Luft zum Atmen.

Sag mir, wo die Kinder sind

Immer mehr Kinder – inzwischen mehr als die Hälfte weltweit – wachsen in städtischen Umgebungen auf.² Ihr Leben ist von Technik und Verkehr derart dominiert, dass viele von ihnen nicht mehr allein vor die Haustür gehen, geschweige denn in einer wilden Umgebung spielen können. Bereits von 1990 bis 2000 wurden 57 Prozent aller Kinder weltweit in urbanen Slums groß.³ Mehr als die Hälfte der Stadtsprösslinge Deutschlands spielt fast aus-

schließlich in geschlossenen Räumen – daheim in der Wohnung oder im Kindergarten. Dieser ist oft stereotyp mit Fertigprodukten möbliert, die zwar die Motorik der Kinder anregen, aber viele Bedürfnisse nach Wildheit und Lebendigkeit enttäuschen.⁴

Selbst dort, wo urwüchsige Areale noch erreichbar sind, gehen unsere Sprösslinge nicht hin. Auch Landkinder streunen nicht mehr durch die Umgebung. Statt sich draußen in Phantasiewelten zu verlieren, versinken sie in künstlichen Szenarien, welche die elektronischen Medien ihnen vorgeben. In Deutschland starren Kinder zwischen drei und dreizehn Jahren im Schnitt fast anderthalb Stunden täglich in den Fernseher⁵ und fast ebenso lange auf den Computerbildschirm⁶. In den USA löschen elektronische Medien sogar sechseinhalb Stunden der täglichen Lebenszeit aus.⁷ Ein Neunjähriger, vom Umweltjournalisten, Buchautor und Gründer des US-amerikanischen »Children & Nature Network« (C&NN) Richard Louv befragt, ob er seine Freizeit lieber in der Wohnung oder in der Wildnis verbringe, antwortete: »Ich spiele lieber drinnen. Da sind die Steckdosen.«

Welches Kind macht sich heute noch mit dem Fahrrad oder zu Fuß auf, durch die Felder zu stromern, Baumhöhlen zu bauen, Fallen zu stellen, Forts zu errichten, in den (zugegeben, in schlechtem Zustand befindlichen) Tümpeln Frösche zu betrachten, sich auf einer verwilderten Wiese unter das Licht der Apfel- und Weißdornblüten zu legen, und einfach nur *da zu sein*?

Wir erleben derzeit einen beispiellosen Rückzug der Kinder aus der Welt. Im Exil in beheizten und verkabelten Räumen beginnt das Aussterben der Erfahrung. Wie die Kinder ist auch die Natur seit Jahrzehnten auf dem

Rückzug. Die wilden Ecken in der Nachbarschaft sind längst überbaut. Natur schwindet – nicht nur im großen Maßstab, als Regenwald und Grönlandeis, sondern auch im Kleinen: als Brachland und Distelhalde, als Wiesenrain und unverbauter Bach. Allein Singvögel sind in den letzten Jahren auf deutschen Wiesen um 40 Prozent zurückgegangen. Längst gibt es kaum noch Schmetterlinge. Wo ist der Froschtümpel in der Nachbarschaft, der Bachlauf, in dem man Fische fangen konnte? Und auch die bescheidene »Wildnis« ungenutzter Randbereiche der Kulturlandschaft hat heute einer weitgehend durchorganisierten und vom Leben bereinigten Welt Platz gemacht.

Parallel zu dieser Entfremdung der Kinder von der Landschaft hat unter ihnen die Zahl schwerer psychischer Leiden in den letzten zwei Jahrzehnten sprunghaft zugenommen. Dem Freiburger Psychologen Joachim Bauer zufolge weisen in Deutschland knapp über 50 Prozent der Jugendlichen chronische psychosomatische Störungen auf. Ein knappes Sechstel aller Kinder krankt an Depressionen, Angst- und Essstörungen; jedes fünfte quält sich mit dem Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom ADS durch die Schule.⁸ Allein von 2005 und 2008 stieg die Zahl der Verschreibungen des ADS-Mittels Ritalin um ein Viertel.⁹ In den USA wurden 2003 fast vier Mal mehr Medikamente gegen die Konzentrationsstörung verordnet als nur drei Jahre zuvor.

ADS müsste in Wahrheit eigentlich NDS, »Natur-Defizit-Störung« heißen, meint Richard Louv in seinem einflussreichen Buch *Last Child in the Woods*. Psychologische Befunde belegen seit Jahren, welche positive seelische Wirkung die Gegenwart von Natur auf Kinder hat – und wie verheerend ihr Mangel wirkt. Dass Natur gesund macht,

ist heute eine genauso empirisch belegte Tatsache, wie die, dass Vitamine zum Leben essentiell sind. So vermag bereits die Betrachtung eines Aquariums den Blutdruck zu senken. Psychische Störungen lassen sich nachweislich durch intensive Naturerfahrungen therapieren. Brauchen somit all die Zehntausenden Jungen und Mädchen, die allein in Deutschland psychiatrisch behandelt werden, in Wahrheit vor allem ein Lebensumfeld, das nicht von Game-Konsolen und Verkehrsarterien, sondern von atmenden und freien Wesen, von Sonne und Sand, Bächen und Blättern geprägt wird? Sind die zunehmenden Depressionen und anderen psychischen Störungen bei Heranwachsenden vielleicht ein zentrales Symptom der Entfremdung von den emotionalen Wurzeln unserer animalischen Wesensart?